

Als er sich angeschickt hatte, den Berghang hinaufzusteigen – so berichtet von ihm das Märchen, das Märchen von ihm und seiner seltsamen Liebe – war die Dunkelheit angebrochen. Anfangs, irgendwo bei einer einsam stehenden Eiche, wo er Halt gemacht hatte, um die Ebene zu überschauen, war es ihm vorgekommen, als rieselte diese Dunkelheit so leise herab wie der Regen, der von irgendwo dort oben auf die Ebene niederging, auf der immer weniger zu unterscheiden war. Je dichter das Nieseln wurde, desto kleiner wurde nämlich der Raum vor ihm, und die Felder, die Wiesen und die spärlichen Gehölze verschwammen zuerst und lösten sich dann ganz in der Dunkelheit auf, bis sie nicht mehr zu sehen waren. Aber die Zeit der Dämmerung war inzwischen vorbei, und er befand sich nun bereits gut zwei gute Stunden von jener Eiche entfernt. Die Dunkelheit war überall eingetroffen, und deshalb konnte man ringsum fast gar nichts mehr erkennen. Der Mond war nicht zu sehen. Auch keine Sterne. Es war, als bewegte er sich durch Ruß, der alle Dinge bedeckte und den ganzen Raum ausfüllte.

Er hörte nur die Schritte, seine eigenen leichten Schritte, die er mit Bedacht setzte, weil die Dunkelheit so dicht war, dass er leicht auf einer Steinplatte hätte ausrutschen und dann den Abhang hinunterkullern können. Tatsächlich war ihm, als gebe es in dieser elenden Felseinöde nichts außer diesen Steinplatten, außer Geröll – einen Grashalm da und dort mochte es schon geben, vielleicht auch eine Hand voll zwischen Steinen eingequetschter Grashalme, aber sonst nichts.

Auch die Luft bewegte sich nicht, kein Hauch war zu spüren. Aber, dachte er, es wird nur noch wenige Augenblicke so sein, dass sich die Luft nicht bewegt und kein Hauch zu spüren ist, denn in der Ferne war Donnerrollen zu hören, und manchmal sah man Blitze in kurzen Strahlen zucken. Ihn aber führte sein Weg genau dorthin, von wo das Grollen zu hören war und wo man es blitzen sah, berichtet das Märchen, ein schwieriger Weg, den er noch nie zuvor beschritten hatte und auf dem er in der verwünschten Dunkelheit manchmal auch stolperte, so wie jetzt, da er nur mit großer Mühe ein Straucheln zu vermeiden vermochte. Schweiß stand ihm auf der Stirn, und als er ihn mit dem Jackenärmel abwischte, hörte er lange, sehr lange das Rollen eines Steines, das von einem Geräusch begleitet war, das ein vernehmliches und in der Stille dieser rabenschwarzen Nacht auch ein wenig furchterregendes Echo auslöste. Er war dann stehen geblieben. Er hatte ein wenig über die Länge des Rollens des Steins an der Stelle nachgedacht, an der er gestolpert war, über die Dauer des Geräusches, das hervorgerufen worden war durch den Aufprall dieses Steins auf eine Steinplatte oder einen Fels und dann auf eine andere Steinplatte oder einen anderen Fels. Am Ende war das Verklingen dieses Geräusches begleitet gewesen von dem Ruf eines Nachtvogels, wer weiß, was für eines Nachtvogels, das

ihm nicht gefallen hatte, weil ihm dieses Zwitschern Unglück zu verheißen schien, ein Zwitschern, das die Dunkelheit und Stille ringsum noch drückender, noch unerträglicher gemacht hatte. Aber es war nicht dabei geblieben: gleich darauf war zu dem einen Zwitschern ein zweites dazugekommen, dann ein drittes, und schließlich hatte sich vervielfacht zum Gezwitscher nicht mehr zu zählender Stimmen, die zusammen ein schreckliches Getöse erzeugten. Plötzlich kam es ihm vor, als sei dieses Getöse ein Lachen, ein Lachen des Todes, ein Lachen, das rief, rief, rief ...

Er war bleich gewesen, als er unwillkürlich zwei oder drei Schritte zurück getan hatte – berichtet das Märchen. Nach dem Zurückweichen hatte er weiter auf dieses Lachen gehorcht, auf diese Woge traurig stimmenden Gezwitschers, auf das tödliche Gelächter, das dann aber auf einmal von einer anderen Stimme übertönt worden war. Sie kam nicht aus der gleichen Richtung wie das Lachen. Sie kam von links. Ängstlich hatte er den Kopf gewandt: Da war etwas zu sehen gewesen, drüben auf dem Bergrücken war eine Flamme zu sehen gewesen, eine Hand voll Licht. Sie blieb stets an der gleichen Stelle. Die Stimme, außer der nun nichts mehr zu hören war, kam von dort. Die Stimme war ihm bekannt vorgekommen. Ihm war, als sei dies die Stimme, die er ein paar Nächte zuvor im Traum gehört hatte, in jenem süßen Traum, in dem ihm die Nixe erschienen war. Ach, sie war es! Diese Stimme glich ganz der Stimme der Nixe, die er überall an Quellen und Bachufern gesucht hatte; es war ganz die Stimme, die ihn im Traum eingeladen hatte, zu ihr zu kommen. Wie wunderbar sie in seinem Traum gewesen war! Ein schöneres Mädchen hatte er zuvor noch nie gesehen gehabt! Ihre Haar war lang und dicht, tausend goldene Fäden, die selbst in tiefster Dunkelheit noch gegläntzt hätten, unter den Strahlen der Sonne aber, so wie er sie im Traum gesehen hatte, eine Krone aus flammenden Fackeln auf ihrem Haupt gewesen waren, die sechs oder sieben Dörfern in der Umgebung Wärme spenden und selbst oben auf den Bergkämmen Schnee und Eis zum Schmelzen bringen konnte! Sie war ihm also im Traum erschienen. Und im Traum sagte sie ihm, wo sie wohnte. Sie erzählte ihm, sie lebe in den klaren Wassern eines Teichs, der sich etwa sieben Tages- und Nachtmärsche von seinem Haus entfernt befinde. Weiter erzählte sie ihm, dieser Teich liege versteckt in einem Wald, der für das menschliche Auge sichtbar werde, wenn man erst sieben hohe Berge überquert habe. Er antwortete ihr, wiederum im Traum, dass sieben Tage und Nächte für ihn nicht mehr seien als sieben Wimpernschläge, und dass er, koste es, was es wolle, zu dem Teich gelangen werde, selbst wenn er sich am Ende der Welt befinden würde, erst recht aber dort hinter den sieben Bergen ... Daraufhin hatte sie ihn sanft gestreichelt und ihm sogar eines ihrer goldenen Haare geschenkt, und sie hatte auch noch etwas zu ihm gesagt mit dieser Stimme, die,

wie ihm jetzt schien, die Stimme der Nixe und von niemand sonst war. Was sie ihm am Schluss gesagt hatte, das wusste er nicht mehr, doch er konnte sich die Nixe noch sehr gut in dem Glanz vorstellen, in dem sie ihm im Traum erschienen war, und er konnte keinen Unterschied zwischen diesem Glanz und dem Glanz feststellen, den er dort drüben auf dem Bergrücken entdeckte.

Recht lange hatte er bereits zu der Stelle hinübergeblickt, von der die Stimme kam, und wo jene Hand voll Licht im Schleier der Dunkelheit so stolz schimmerte. Er zweifelte nicht im geringsten daran, dass dieser Schimmer vom langen, dichten, schimmernden Haar seiner Nixe stammte.

Auch die Stimme, die er nun hörte, rief ihn. Ohne lange zu überlegen, brach er in diese Richtung auf.

Er verließ den Ort, an dem er über den Stein gestolpert war und ihn dabei ins Rollen versetzt hatte, wodurch jenes Geräusch entstanden war, das schließlich der Nachtvogel mit seinem für ihn beängstigenden Zwitschern begleitet hatte. Er verließ also diesen Ort – berichtet das Märchen – und machte sich auf zu dem Licht.

Er ging und ging. Das Donnern wurde immer lauter, und es blitzte immer öfter. Das Grollen, das man hörte, und die Blitze, die man sah, waren am Himmel über ihm. Und es dauerte nicht lange, dann prasselte auf die ganze Gegend, durch die der Wanderer zog, ein von heftigem Wind begleiteter Regen. Es war dies wirklich ein sehr stürmischer, grässlich pfeifender Wind, und die Regentropfen stachen in sein Gesicht und seine Hände wie Nadeln. Doch das Licht erlosch wundersamerweise nicht! Je mehr der Wind wütete, desto heller erstrahlte es sogar!

Der Regen peitschte wie toll herab, und der Wind wurde mit jedem Augenblick rauer. Das Wandern war nun sehr beschwerlich. Er musste gegen das ständige Anbranden des Windes ankämpfen, den heftigen Ansturm des Windes, und es wurde auch sehr rutschig auf dem Hang. Einmal war er auch Fall gekommen, zu Boden gestürzt, weil er ausgerutscht war und sich nicht auf den Beinen halten konnte. Doch nach dem Sturz hatte er zunächst keinerlei Schmerz verspürt. Später hatte sein rechter Arm zu stechen begonnen, leicht zuerst, dann aber immer stärker. Schließlich war der Arm fast steif geworden. Die peinvollen Augenblicke hatten ihm den kalten Schweiß auf die Stirn getrieben. Trotzdem hielt er nicht ein. Sein Gang war nun langsam und schwerfällig, aber er ging oder bewegte sich doch wenigstens voran.

Das Licht ließ er nicht aus den Augen. Er sah es nun wie durch einen dunklen Schleier, denn der Schmerz hatte seinen Blick getrübt; aber er sah es und hatte sich vorgenommen, unter allen Umständen dorthin zu gelangen. Er bewegte sich darauf zu, manchmal kriechend, manchmal gehend, aber er kam voran und näherte

sich dem Licht, das sich nicht von der Stelle bewegte. Es befand sich noch immer dort, wo er es zum ersten Mal wahrgenommen hatte, an der Stelle, von der auch die Stimme gekommen war, die er immer noch deutlich hören konnte. Diese Stimme rief ihn, rief ihn unentwegt. Das Licht war auch noch da, als er mit Mühe einen großen Felsen überwunden hatte, der plötzlich vor ihm aufgetaucht war (beim Klettern hatte er sich die linke Hand gehörig verletzt, und den anderen, versehrten Arm konnte er ohnehin nicht gebrauchen), doch gleich darauf bewegte es sich in einem kurzen Bogen über den Himmel und ging irgendwo hinter dem Bergrücken nieder. Wenig später hörte der Regen auf, aber noch immer war das Getöse zu hören und weiter entfernt auch die Stimme, die ihn schon an der Stelle gerufen hatte, an der er gestolpert war. Auch die Blitze waren zu sehen. Und der Ansturm des Windes hörte gleichfalls nicht auf.

Er setzte den Aufstieg fort, mit seinem steifen Arm und der verletzten Hand.

Als er zu einer Wegmarke gelangt war – berichtet das Märchen weiter –, hatte der Boden gebebt und die Luft gezittert, ein rötlicher Lichtschein hatte alles ringsum beleuchtet, und zugleich war ein fürchterliches Donnern zu hören gewesen, während drüben, jenseits des Bergrückens, eine große, von unten von Feuer erhellte Rauchwolke aufgestiegen war. Der rötliche Lichtschein und das fürchterliche Donnern hatten sich noch viermal wiederholt, und vier weitere Male war eine von unten von Feuer erhellte große Rauchwolke zu sehen gewesen.

Er war stehen geblieben. Er vernahm das Echo des Donnerns, aber auch die bekannte Stimme. Er ging dann weiter. Der versehrte Arm und die verletzte Hand bereiteten ihm keine Beschwerden. Die Stimme der Nixe, die ihn zu sich rief, gab ihm Mut.

Und als er endlich auf dem Bergrücken angekommen war, legte er sich zum Ausruhen ein wenig hin. Er stellte fest, dass die bekannte Stimme nicht hier im Umkreis erklang. Diese Stimme war nun ein Stück entfernt zu hören. Die ganze Zeit hatte er gemeint gehabt, die Stimme sei genau von dieser Stelle gekommen, an der er sich nun zum Ausruhen niedergelegt hatte, an der ihm ein Arm zu fehlen schien, der Arm, der inzwischen vollends fühllos geworden war, genau von der Stelle, über der, wie er sehen konnte, am Himmel ein paar Flecken auftauchten, ein paar kleine, blaue Inseln, in denen sich da und dort ein paar Sterne wie auch ein Lichtschimmer zeigten. Er hatte dann wahrgenommen, wie sich die Ränder dieser kleinen blauen Inseln von den ersten Sonnenstrahlen röteten. Ja, es wollte dämmern, der Tag wollte anbrechen. Und in der Morgendämmerung hatte er einen beißenden Geruch wahrgenommen. Es war Brandgeruch, der Geruch von versengten Dingen. Er war aufgestanden. Er hatte dabei einen Blick in die Richtung geworfen, aus der er ge-

kommen war. Aber er hatte nichts sehen können, denn alles dort war vom Nebel verhüllt gewesen. Dann stieg er den Hang hinab und gelangte zu einem Felsen. Jetzt begriff er, woher dieser Geruch, dieser schlimme Gestank kam. Es war der Geruch, der Gestank eines niedergebrannten Dorfes. Er sah nur Ruinen. Er sah noch zwei oder drei Dächer, aber sie waren zerstört. Er sah auch eine Tür, die erstaunlicherweise noch in den Angeln hing. Auch die Schwelle, die dazu gehörte, sah er. Unter dem wilden Ansturm des Windes schlug die Tür hin und her. Wenn sie hin und her schlug, knarrte sie. Sie knarrte, als lebte sie. Trostlos. Das Knarren schnitt einem ins Herz. Deshalb waren ihm die Tränen gekommen, als er die Tür gesehen, als er ihr Knarren gehört hatte, das Knarren der Tür dieses zertrümmerten, zerstörten Hauses.

Er brachte nicht die Kraft auf, sich dem Dorf zu nähern. Er blieb am Fuße des Felsens sitzen. Er schaute auf die Ruinen. Während er sie anschaute, hörte er das Miauen einer Katze, dann auch das Bellen eines Hundes. In sein Bellen stimmten viele andere Hunde ein. Als er das ganze Gebell hörte, war ihm, als hätten sich dort alle Hunde der Welt versammelt. Er schaute genauer hin: Er sah, dass sich die ganzen Hunde unter einem langen Mast versammelt hatten. An dem Mast hing eine neue Fahne, auf der ein Hakenkreuz zu erkennen war. Das Hakenkreuz war schwarz, während die Hunde alle unterschiedlich gefärbt waren. Sie waren auf einem Haufen, weil sie sich um eine Beute drängten, die sie zu zerfetzen versuchten. Sie knurrten, jaulten, bellten, balgten sich – weiß der Teufel, was sie alles taten. Er sah dann, wie einer von ihnen einen Fetzen abriss und sich damit schnell aus dem Staub machte. Die anderen stürzten ihm nach, doch er lief fort, entflohen. Sie verfolgten ihn noch ein Weile, doch schließlich ließen sie von ihm ab und kehrten rasch zu der Beute zurück, um für sich selbst auch noch ein Stück zu erobern.

Und die Tür knarrte. Die neue Fahne mit dem schwarzen Hakenkreuz wehte über dem Dorf. Die Hunde bellten.

Am Himmel dagegen war auf einmal das Krächzen eines Raben zu vernehmen gewesen. Es hatte nach dem ersten Krächzen nicht lange gedauert, und auch das Krächzen vieler anderer schwarzer Raben war zu hören gewesen, die über das Dorf umherflatterten. Dieses Krächzen hatte sich mit dem Gebell der Hunde vermischt. Das Knarren der Tür war kaum noch hören gewesen.

Er konnte nicht mehr länger dort sitzen und zuschauen, wie die Hunde ihre Beute zerrissen, er konnte das Bellen der Hunde unter dem Mast mit der neuen Fahne, auf der das schwarze Hakenkreuz war, nicht mehr hören, er konnte das Knarren der Tür nicht mehr hören, er konnte den Geruch, den schlimmen Gestank der verkohlten Dinge nicht mehr riechen, den Geruch und Gestank des in Schutt und Asche

gelegten Dorfes. Tränen liefen ihm über die Wangen, als er sich von dem unglücklichen Dorf entfernte, über dem schwarze Raben kreisten.

Er betrat den Wald, in dem es toste, weil dort der Ansturm des Windes und sein Pfeifen noch heftiger, noch wilder waren. Doch kaum hatte er ein paar Schritte getan, tauchte vor ihm ein ungeheuer großer Hund auf. Er war plötzlich aus einem Busch gesprungen, den er sich wahrscheinlich ausgesucht hatte, um dort ein Stück von jener Beute zu verstecken, um das er die Hunde des Dorfes sich hatte drängen sehen. Der Hund war auf ihn losgegangen. Als er hatte ausweichen wollen, hatte er auch schon die Zähne in seiner Wade gespürt. Rasch hatte er sich umgewandt. Seine verletzte Hand hatte das Messer aus dem Gürtel gezogen. Und war damit zum Hals des Hundes gefahren. Der hatte seine Wade losgelassen und mit eingezogenem Schwanz, aber schnell und laut bellend, das Weite gesucht, das Messer noch im Hals. Auch er selbst hatte es eilig gehabt, von diesem Ort wegzukommen. Doch sein vom Biss des Hundes blutendes Bein wollte ihn nicht mehr tragen. Er stürzte, versuchte sich wieder zu erheben, stürzte erneut und rollte auf den Waldboden. Also konnte er sich nicht schnell von diesem Ort entfernen, nicht rasch genug vor der Meute der erbosten Hunde fliehen, die, kaum dass sie das Jaulen des Hundes mit dem Messer im Hals gehört hatten, zum Wald gehetzt gekommen waren, weil sie gedacht hatten, dieser sei auf weitere fette Beute gestoßen. Ihr Bellen kam immer näher. Er stürzte, erhob sich, stürzte wieder und rollte auf den Boden des Waldes, in dem es vom Ansturm und Pfeifen des Windes toste. Außer dem Ansturm und Pfeifen des Windes hörte er schließlich auch noch das Krächzen der schwarzen Raben, die mittlerweile über dem Wald kreisten. Es waren so viele, dass es aussah wie ein gigantischer, furchterregender Regenschirm, der es im Wald noch dunkler werden ließ.

Aber er hörte auch die bekannte Stimme, die ihn schon an der Stelle, an der er gestolpert war, zu sich gerufen hatte. Sie gab ihm die Kraft, sich zu bewegen. Sein Arm allerdings schmerzte sehr, und das Bein, in das ihn der verwünschte Hund gebissen hatte, schmerzte ebenfalls; inzwischen war es auch angeschwollen. Er konnte es nicht mehr bewegen. Es kam ihm schrecklich schwer vor, wie ein Baumstamm. Einmal fiel er bäuchlings hin, aber dann drehte er sich auf den Rücken. So lag er denn da bei einer hundertjährigen Eiche. Er hörte das Bellen der Hunde, das Krächzen der Raben, das Tosen des Waldes. Er beklagte nicht, dass die Hunde sich näherten, aber er bedauerte, dass er nicht ein weiter gehen konnte, um die Nixe zu sehen. Er bedauerte es, weil er ihr bereits so nahe gekommen war, weil er sich nun schon ganz in die Nähe der Nixe befand. Er wusste, dass er ihrer außergewöhnlichen Schönheit ganz nahe war, denn schließlich war er sieben Tage und sieben

Nächte unterwegs gewesen und hatte sieben Berge überwunden. Dies hier war der siebte Berg, wo sich der Teich der Nixe befand, der Teich mit dem klarsten Wasser auf der Welt.

Dennoch war er auch zufrieden oder sogar glücklich, weil ihm die Nixe wenigstens im Traum erschienen war, weil er sie wenigstens im Traum in ihrer ganzen Schönheit erblickt hatte. Ja, in diesem Moment war er zufrieden, dass die Nixe ihm erschienen war, dass er ihre zauberhaften Augen gesehen hatte, ihren Blick, den Blick aus Augen, die einen mit ihrer Glut zum Schmelzen bringen, in helle Flammen versetzen, in einen Basaltfelsen verwandeln konnten. Er war zufrieden, und auch glücklich, dass er die Nixe wenigstens im Traum hatte kennen lernen dürfen, die schöne Nixe mit ihrem langen und dichten Haar, das glänzte wie tausend Fäden aus Gold, das ihr Haupt umgab wie eine Flammenkrone, wie eine Krone aus brennenden Fackeln, die sechs oder sieben Dörfern in der Umgebung Wärme spenden und selbst oben auf den Bergkämmen Schnee und Eis zum Schmelzen bringen konnte.

Die Hunde kamen näher, die Raben krächzten. Auch die ihm bekannte Stimme ... ertönte. Er hörte alles. Und schwieg. Er lag bei der Eiche, still und voller Gleichmut. Sogar ein Lächeln spielte um seine Lippen. Es lag noch dort, als er die Augen schloss. Er schien zu schlafen, er schien zu lächeln, er schien von seiner Nixe zu träumen. In diesem Augenblick durchdrangen zahllose Sonnenstrahlen die Krone der hundertjährigen Eiche; sie ergossen sich über ihn wie viele hunderttausend goldene Fäden.

Und aus dem Teich dieses Berges – erzählt das Märchen weiter – entsprang etwas, das aussah wie eine Hand voll Licht. Es zog in einem kurzen Bogen über den Himmel und sank bei der hundertjährigen Eiche herab. Eine Sekunde später flog diese Hand voll Licht wieder über den Himmel. Die Menschen entdeckten etwas in diesem Licht. Sie hatten auch gesehen, wie es sich auf den Teich hinabsenkte. Und in diesem Augenblick geschah ein weiteres Wunder: der ganze Teich erstrahlte in einem, wie das Märchen sagt, unbeschreiblichen Licht.

Ein Bündel flammender Strahlen kam aus dem Teich. Ein Bündel flammender Strahlen verteilte sich in alle Richtungen.

Diese Strahlen verschlangen die Raben und verbrannten ihnen die Flügel. Die meisten waren schon tot, als sie in den Wald stürzten. Einigen gelang die Flucht. Sie krächzten noch immer.

Diese Strahlen verschlangen auch die Hunde. Die meisten der Hunde gingen ein in der Hitze. Einigen gelang die Flucht. Sie bellen noch immer.

Abgedruckt in: **LICHTUNGEN** – Zeitschrift für Literatur, Kunst und Zeitkritik.
Herausgegeben von Markus Jaroschka. Nr. 86, XXII. Jahrgang,
Graz 2001.